

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Sokolow, Sascha  
**Die Schule der Dummen**

Roman

Aus dem Russischen von Wolfgang Kasack. Mit einem Nachwort von Iris Radisch

© Suhrkamp Verlag  
Bibliothek Suhrkamp 3008  
978-3-518-24008-3

SV

Band 3008 der Bibliothek Suhrkamp



Sascha Sokolow  
Die Schule der Dummen

Roman

Aus dem Russischen  
von Wolfgang Kasack  
Mit einem Nachwort  
von Iris Radisch

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe *Škola dlja durakov*  
© 1976 by Ardis, Ann Arbor, Michigan

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1977

Für das Nachwort:

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage der Jubiläumsausgabe 2011

ISBN 978-3-518-24008-3

Dem geistesschwachen Jungen Witja Pljaskin,  
meinem Freund und Nachbarn.



Saulus, der auch Paulus heißt, blickte ihn,  
vom Heiligen Geist erfüllt, scharf an und  
sagte: Du Mensch voll List und Gaunerei,  
Sohn des Teufels, du Feind aller Gerechtigkeit,  
willst du nicht endlich aufhören, die  
geraden Wege des Herrn zu durchkreuzen?  
*Apostelgeschichte 13,9-10*

Jagen, halten, fliehen, kränken,  
hören, sehen, atmen, wenden,  
hassen, dulden und auch abhängig sein.  
*Gruppe von Verben der russischen  
Sprache, die eine gewisse Ausnahme  
von den Regeln bilden; rhythmisch  
zur leichteren Einprägung geordnet.*

Derselbe Name! Dasselbe Gesicht!  
*Edgar Allan Poe »William Wilson«*





## Erstes Kapitel

### Die Wasserlilie

So, doch womit soll man anfangen, mit welchen Worten? Ganz gleich, fang mit den Worten an: dort am Bahnhofs-  
teich. Am *Bahnhofsteich*? Doch das ist nicht richtig, ein  
stilistischer Fehler, Suppenkelle hätte das bestimmt verbes-  
sert, Bahnhofs- nennt man ein Büfett oder einen Zeitungs-  
kiosk, doch keinen Teich, ein Teich kann *beim Bahnhof*  
sein. Nun, nenne ihn Teich beim Bahnhof, spielt das denn  
eine Rolle. Gut, dann fange ich auch so an: dort am Teich  
beim Bahnhof. Einen Augenblick, der Bahnhof, das Bahn-  
hofsgebäude selbst, bitte, wenn es dir nicht schwerfällt, be-  
schreib den Bahnhof, was das für ein Bahnhof war, was für  
ein Bahnsteig: aus Holz oder aus Beton, was für Häuser  
ringsum gestanden haben, wahrscheinlich erinnerst du dich  
an ihre Farbe, oder vielleicht kennst du die Menschen, die  
in jenen Häusern bei jenem Bahnhof lebten? Ja, ich kenne,  
richtiger kannte einige Menschen, die am Bahnhof gelebt  
haben, und ich kann etwas von ihnen erzählen, doch nicht  
jetzt, später, irgendwann, aber jetzt beschreibe ich den  
Bahnhof. Ein gewöhnlicher Bahnhof: ein Weichensteller-  
häuschen, Büsche, ein Häuschen für die Kasse, ein Bahn-  
steig, übrigens aus Holz mit knarrenden Brettern, oft stan-  
den die Nägel hervor und barfuß sollte man dort nicht  
gehen. Um den Bahnhof wuchsen Bäume: Espen, Fichten,  
also verschiedene Bäume, verschiedene. Der Bahnhof selbst  
war ein ganz gewöhnlicher Bahnhof, aber das, was hinter  
dem Bahnhof war, das war sehr hübsch, ungewöhnlich: ein  
Teich, hohes Gras, ein Tanzplatz, ein kleines Wäldchen,  
ein Erholungsheim und noch mehr. Im Teich bei dem Bahn-  
hof badete man meist abends, nach der Arbeit, Leute  
kamen mit den Vorortzügen und badeten. Nein, erst sind  
alle ihres Wegs gegangen, in ihre Datschen. Müde, schnau-

fend, wischten sie sich die Gesichter ab, schleppten Aktentaschen, Netze, atmeten schwer. Weißt du noch, was in den Netzen war? Tee, Zucker, Butter, Wurst; frische Fische, die mit dem Schwanz schlugen; Makkaroni, Grieß, Zwiebeln, Konserven; seltener – Salz. Sie gingen in ihre Datschen, tranken Tee auf den Veranden, zogen sich Pyjamas an, gingen – die Hände auf dem Rücken – in ihren Gärten spazieren, warfen einen Blick in die Löschwasserröhren mit dem blühenden Wasser, wunderten sich über die vielen Frösche – sie sprangen überall im Gras herum –, spielten mit den Kindern und den Hunden, spielten Federball, tranken Kwas aus dem Eisschrank, saßen vor dem Fernseher, unterhielten sich mit den Nachbarn. Und wenn es dann noch nicht dunkel war, begaben sie sich gruppenweise zum Teich, um zu baden. Aber warum gingen sie nicht zum Fluß? Sie hatten Angst vor den Strudeln und Stromschnellen, vor dem Wind und den Wellen, den Untiefen und den Schlingpflanzen. Vielleicht gab es auch einfach keinen Fluß? Vielleicht. Doch was hatte er für einen Namen? Der Fluß hatte einen Namen.

Zum Teich führten im Grunde genommen alle kleinen Pfade und Wege, alles in unserer Gegend. Von den fernsten Datschen, die am Rande des Waldes lagen, führten dahin schmale schwache Pfade, die fast keine waren. Abends hoben sie sich nur wenig ab, sie schimmerten kaum, während die etwas bedeutenderen Pfade, die seit Urzeiten und auf ewig ausgetreten sind, Wege, die so ausgetreten waren, daß auch nicht die Rede von irgendwelchem Gras sein konnte, das darauf hätte wachsen können, – solche Wege und Pfade schimmerten klar, weiß und gleichmäßig. Das war bei Sonnenuntergang so, ja, natürlich bei Sonnenuntergang, unmittelbar nach Sonnenuntergang, in der Dämmerung. Und alle Pfade flossen ineinander und führten in Richtung auf den

Teich. Schließlich vereinigten sie sich einige hundert Meter vor dem Ufer zu einer herrlichen Straße. Und diese Straße verlief durch Heuwiesen, führte dann in das Birkenwäldchen. Denk mal zurück und gib es zu: war es etwa nicht schön, am Abend bei dem grauen Licht auf dem Fahrrad in das Wäldchen hineinzuradeln? Es war schön. Denn ein Fahrrad – das ist immer schön, in jedem Wetter, in jedem Alter. Nehmen wir doch zum Beispiel den Kollegen Pawlow. Er war Physiologe, machte verschiedene Versuche mit Tieren und radelte viel. In einem Schulbuch – du erinnerst dich natürlich an dieses Buch – ist ein besonderes Kapitel über Pawlow. Erst sind da Bilder, wo Hunde gezeichnet sind mit irgendwelchen speziellen physiologischen Röhren, die in die Kehle genäht sind, und es wird erklärt, daß die Hunde sich daran gewöhnt haben, auf ein Klingelzeichen etwas zu essen zu bekommen, und als Pawlow ihnen nichts zu essen gab und bloß so klingelte, da wurden die Tiere ganz unruhig und ihr Speichel fing an zu fließen, einfach toll. Pawlow hatte ein Fahrrad, und dieses Akademiemitglied ist viel geradelt. Eine Radfahrt ist auch im Schulbuch abgebildet. Pawlow ist darauf schon alt, aber rüstig. Er radelt, beobachtet die Natur und die Klingel am Lenker ist genauso wie die bei den Versuchen. Außerdem hat Pawlow einen langen grauen Bart wie Michejew, der in unserer Datschensiedlung lebte oder vielleicht auch jetzt noch lebt. Michejew und Pawlow radelten beide gern, aber der Unterschied liegt in folgendem: Pawlow radelte aus Vergnügen, erholte sich dabei, für Michejew aber war das Radfahren immer Arbeit, der hatte nämlich solche Arbeit. Er mußte mit dem Fahrrad die Post austragen. Über ihn, den Briefträger Michejew – vielleicht war, ist und bleibt sein Name Medwedjew? –, ist gesondert zu sprechen, ihm muß etwas besondere Zeit gewidmet werden und einer von uns – du oder ich – wird das bestimmt machen. Übrigens, ich glaube, du kennst den Briefträger besser, denn du hast auf der Datscha erheblich länger als

ich gelebt, obwohl, wenn man die Nachbarn fragt, sie sicher sagen werden, das sei eine komplizierte Frage und es sei fast unmöglich, sie zu klären. Wir, werden die Nachbarn sagen, haben nicht so sehr auf euch geachtet – also auf uns, und das sei überhaupt so eine seltsame Frage, warum habt ihr es denn überhaupt plötzlich nötig, irgendwelche törichten Dinge zu klären, ist es denn nicht ganz gleich, wer wie lange gelebt hat, das ist einfach nicht ernsthaft, befaßt euch doch besser mit etwas Vernünftigem: im Garten ist bei euch Mai und rund um die Bäume ist noch gar nicht umgegraben, Äpfel aber eßt ihr doch gerne, sogar Norwegow, der Windbeutel, so werden sie sagen, – auch der gräbt von morgens an im Vorgarten. Ja, er gräbt, antworten wir – einer von uns – oder wir sagen es im Chor: ja, er gräbt. Der Präfekt Norwegow hat dafür Zeit und Lust. Außerdem hat er einen Garten, ein Haus, wir aber – wir haben so etwas nicht mehr – keine Zeit, keinen Garten, kein Haus. Sie haben es einfach vergessen, wir leben doch schon lange nicht mehr hier in der Siedlung, sicher neun Jahre. Wir haben doch die Datscha verkauft – kurz entschlossen verkauft. Ich vermute, daß du als Mensch, der gesprächiger und kontaktfreudiger ist, etwas hinzufügen möchtest, dich auf ein Gerede einläßt, anfängst zu erklären, warum wir sie verkauft haben und warum es deiner Ansicht nach nicht nötig war, sie zu verkaufen, und nicht nur nicht nötig, sondern einfach falsch. Aber gehen wir lieber von ihnen weg, nehmen wir den nächsten Vorortzug, ich möchte ihre Stimme nicht hören.

Unser Vater hat die Datscha verkauft, als er pensioniert wurde, obwohl die Pension so groß war, daß der Datschenpostbote Michejew, der sein ganzes Leben von einem guten neuen Fahrrad träumt, doch nie genug Geld zusammenbekommt, weil er zwar kein Verschwender ist, doch sein Geld einfach nicht zusammenhalten kann, also daß Michejew,

als er von einem unserer Nachbarn, dem Zweiten Staatsanwalt erfahren hatte, was für eine Pension unser Vater bekommen würde, fast vom Fahrrad gefallen wäre. Der Briefträger radelte ruhig am Zaun entlang, hinter dem sich die Datscha des Nachbarn befand – übrigens erinnerst du dich an seinen Namen? Nein, so schnell fällt es dir nicht ein: schlechtes Namengedächtnis, ja und was hat es auch für einen Sinn, all diese Vor- und Nachnamen zu behalten – nicht wahr? Natürlich, wenn wir den Nachnamen wüßten, dann wäre es bequemer zu erzählen. Aber man kann auch einen fiktiven Namen erfinden, wie man es auch dreht, sie sind ja doch alle fiktiv, selbst wenn es die richtigen sind. Andererseits, wenn man ihm einen fiktiven Namen gibt, dann denkt man noch, wir würden das alles erfinden, würden versuchen, jemanden zu betrügen, ihm etwas vorzumachen, aber wir haben absolut nichts zu verbergen, es handelt sich um einen benachbarten Menschen, um den Nachbarn, den alle in der Siedlung kennen und von dem sie wissen, daß er als Zweiter Staatsanwalt arbeitet und eine der üblichen Datschen hat, nicht sehr schick, und es ist wohl leeres Geschwätz, daß sein Haus aus gestohlenen Ziegelsteinen gebaut ist – was meinst da dazu? Nun? Woran denkst du? He, du – hörst du nicht zu? Nein, ich höre zu, ich habe nur eben daran gedacht, daß in jenen Flaschen sicher Bier war. In was für Flaschen? In den großen, beim Nachbarn im Schuppen, da war normales Bier drin – was glaubst du? Ich weiß nicht, ich erinnere mich nicht, ich habe seit langem nicht mehr an jene Zeit gedacht. Und in dem Moment, als Michejew am Haus des Nachbarn vorbeifuhr, stand der Hausherr auf der Schwelle des Schuppens und sah sich das Gefäß mit dem Bier gegen das Licht an. Michejews Rad klapperte stark, wenn es über die Fichtenwurzeln holperte, die aus der Erde hervortraten, und der Nachbar mußte hören und begreifen, daß da Michejew auf dem Fahrrad vorbeifuhr. Kaum hatte er das gehört und begriffen, da lief er

schon zum Zaun, um zu fragen, ob er Post habe, teilte aber stattdessen – unerwartet für sich selbst – dem Briefträger mit: den Staatsanwalt – so sagte der Zweite Staatsanwalt –, hast du gehört? hat man in Pension geschickt. Er lächelte. Wie viel hat man ihm gegeben? reagierte Michejew, ohne anzuhalten und nur ein bißchen bremsend – wieviel bekommt er? Er drehte sich in seinem Schwung um, und der Nachbar sah, daß das braungebrannte Gesicht des Briefträgers nichts ausdrückte. Der Briefträger sah wie immer ruhig aus, nur sein Bart mit den daran haftenden Tannennadeln wehte im Wind: in dem Wind, der durch die Geschwindigkeit entstanden war, im Geschwindigkeitswind des Fahrrades, und wenn der Nachbar nur ein bißchen von einem Dichter gehabt hätte, wäre es ihm unbedingt so vorgekommen, als ob Michejews Gesicht, vom Durchzug in jeder Datscha geprägt, gleichsam selbst den Wind ausstrahle und als ob Michejew derjenige sei, den im Dorf alle unter dem Namen der Windbringer kannten. Genauer gesagt *nicht kannten*. Diesen Menschen hatte sogar niemand gesehen, es gab ihn vielleicht gar nicht. Aber abends nach dem Baden im Teich trafen sich die Datschenbewohner auf ihren verglasten Veranden, ließen sich in ihren Korbsesseln nieder und erzählten einander verschiedene Geschichten, und eine von ihnen war die Legende vom Windbringer. Die einen behaupteten, er sei jung und weise, andere, er sei alt und dumm, die dritten bestanden darauf, daß er mittleren Alters sei, doch zurückgeblieben und ungebildet, die vierten, daß er alt und klug sei. Es fanden sich auch fünfte, die erklärten, daß der Windbringer jung und hinfällig sei, ein Dummkopf – doch genial. Man sagte, er würde an einem der sonnigsten und wärmsten Tage des Sommers auftauchen, auf einem Fahrrad fahren, auf einer Nußholzpfeife pfeifen und nichts anderes tun, als Wind an die Stelle bringen, über die er fährt. Dabei stellte man sich vor, daß der Windbringer den Wind nur an die Stelle bringt, wo schon zu viele Datschen

und Datschenbewohner seien. Ja, ja, da war auch gerade eine solche Stelle. Wenn ich mich nicht irre, gab es im Bereich des Bahnhofs drei oder vier Datschensiedlungen. Und was für einen Namen hatte der Bahnhof? – Ich kann es aus der Ferne nicht erkennen. Der Bahnhof hatte einen Namen.

Das ist die fünfte Zone, eine Fahrkarte kostet 35 Kopeken, der Zug braucht eine Stunde und zwanzig Minuten, nördlicher Zweig, ein Zweig der Akazie oder, sagen wir, des Flieders, er blüht mit weißen Blüten, riecht nach Kreosot, nach dem Staub im Eisenbahnwagen, nach Zigarettenrauch, er schimmert am Bahndamm, abends kehrt er auf Zehenspitzen in den Garten zurück und horcht auf die Bewegung der elektrischen Vorortzüge, er erbebt vom Rauschen, dann schließen sich die Blüten und schlafen, geben dem beharrlichen Drängen eines beflissenen Vogels namens Nightingale nach; der Zweig schläft, doch die Züge, die symmetrisch darauf liegen, laufen erhitzt in der Dunkelheit wie kleine Ketten darüber, rufen jede Blüte mit dem Namen, verdammen die alten galligen Frauen an den Bahnhöfen zur Schlaflosigkeit, die Ziehharmonikaspieler in den Eisenbahnwagons, die vom Krieg her ohne Beine und blind sind, die blauen Streckenwärter in den orangefarbenen Westen, die klugen Professoren und die törichten Dichter, die gescheiterten Existenzen, die in der Datscha leben, und die, denen das Glück nie hold ist – die frühen und späten Angler, die sich in den elastischen Schlingen der durchsichtigen Angelschnüre verheddern, aber auch die alten Bakenwärter auf den Inseln, deren Gesichter, wenn sie über dem kupfern dröhnenden schwarzen Wasser der Fahrrinne schwanken, bald blaß, bald rot leuchten, und schließlich die Leute, die an den Bootsanlegestellen arbeiten, die das Geräusch einer gelösten Bootskette zu hören meinen, das Plätschern der Ruder, das Rauschen des Segels, die, den Gogolschen Mantel



ohne Knöpfe über die Schulter geworfen, aus ihren Wächterhäuschen herauskommen und über den Porzellansand am Ufer entlanggehen, über die Dünen und Grasböschungen; stille schwache Schatten der Bediensteten legen sich auf die Binsen, auf Heidekraut, und ihre selbstgemachten Pfeifen leuchten wie faules Ahornholz und locken die erstaunten Nachtfalter an; doch der Zweig schläft, die Blütenblätter haben sich zusammengezogen, und die Züge, die über die Schienenstöße rattern, werden ihn um keinen Preis wecken und keinen Tautropfen herabschütteln – schlafe schlaf du nach Kreosot riechender Zweig morgens wach auf und blüh dann verblühe und laß die Blütenblätter in die Augen der Lichtsignale fallen und tanz im Takt deines hölzernen Herzens lach auf den Bahnhöfen laß dich verkaufen den Durchreisenden und Abreisenden wein und schrei wenn du nackt bist in den Coupés mit den Spiegeln wie ist dein Name ich heiße Zweig Wetka ich bin die Wetka der Zweig der Akazie ich die Wetka der Eisenbahn ich die Weta schwanger von einem zärtlichen Vogel mit dem Namen Nightingale ich bin schwanger vom künftigen Sommer und vom Unfall des Güterzuges da nehmt mich nehmt mich ich verblühe ja doch das ist gar nicht teuer ich koste auf dem Bahnhof nur einen Rubel ich werde gegen Fahrkarten verkauft und wenn Sie wollen fahren Sie umsonst es kommt kein Kontrolleur er ist krank warten Sie ich knöpfe selbst auf sehen Sie ich habe eine weiße Haut wie Schnee nun überschütten Sie mich ganz überschütten Sie mich doch mit Küssen niemand wird es bemerken die Blütenblätter sind auf weiß nicht zu sehen mir ist doch alles über manchmal komme ich mir einfach wie eine alte Frau vor die ihr ganzes Leben über glühende Lokomotivschlacke geht über Bahndämme sie ist ganz alt und schrecklich ich möchte keine alte Frau sein mein Lieber nein ich möchte nicht ich weiß ich sterbe bald auf den Schienen ich ich es tut mir weh es wird mir wehtun laßt sie los wenn ich sterbe

laßt sie los diese Räder Sie haben Schmieröl an Ihren Händen  
was haben Sie an Ihren Händen sind das denn Handschuhe  
ich sprach nicht die Wahrheit ich bin Weta die Reine der  
weiße Wetka-Zweig ich blühe Sie haben nicht das Recht ich  
wohne in den Gärten schreien Sie nicht ich schreie nicht da  
schreit der der entgegenkommt ra ta ta worum geht es ra ta  
ta was ra wer da ta wo da da da Weta Wetter Wärter Wetka-  
Zweig hinterm Fenster im Haus da ra ta in dem von wem  
wovon von Wetka Wetter vom Wind ratatam die Straßen-  
bahn *Straßenbahn* ahn guten Abend Fahrkarten fahr Kahn  
warum ist der Kahn über die Lethe nicht da die Lethe nicht  
da kein Kahn da Schönwetter schön Weta schön Alpha Weta  
Gamma und soweit weiß keiner weil keiner uns Grie-  
chisch beibringen wollte das war ein unverzeihlicher Irrtum  
ihrerseits deswegen können wir kein einziges Schiff richtig  
aufzählen und der eilende Hermes sieht aus wie ein Schön-  
wetter doch wir verstehen das und jenes nicht das Kap Horn  
blas doch die Köpfe und die Trommel natürlich schlag sie  
ra ta ta Frage ist es ein Konduktor Antwort nein ein Kon-  
striktor was schreien Sie da ist Ihnen schlecht es kommt  
Ihnen so vor mir ist gut das ist der Gegenzug verzeihen Sie  
jetzt weiß ich genau das war der Gegenzug und ich wissen  
Sie bin etwas eingeschlafen und höre plötzlich da singt wer  
singt nicht singt doch nicht doch nichtig nicht doch nicht  
doch Nichte netto brutto Italien in Italien ein Mensch Dante  
ein Mensch Bruno ein Mensch Leonardo ein Künstler  
Architekt Entomologe *wenn du das Fliegen mit vier Flügeln  
sehen willst geh in die Gräben der Festung von Mailand und  
du wirst schwarze Libellen sehen* eine Fahrkarte nach Mai-  
land sogar zwei für mich und Michejew Medwedjew ich will  
das Fliegen der Libellen bei jedem Wetter auch miesem an  
Flüssen und Wiesen in ungemähten Gräben an der Haupt-  
strecke des Wetagestirns im Heidekrautgestrüpp wo Tinber-  
gen der aus Holland stammt eine Kollegin heiratete und  
ihnen bald klar wurde daß die Ammophila den Weg nach

Hause durchaus nicht so findet wie ein Philanthus sondern ein Tamburin natürlich schlag drauf wer ist da im Tambour da an der Tür in der Bahn da am Gang in der Bahn bam tam tam ein einfaches lustiges Liedchen erklingt auf einem Schilfrohr einem Zweiglein einer Wetotschka von der Eisenbahn ra ta ta ra ta ta eine Katze nahm den Kater nahm den Kater Tinbergen und tanzt den Alptraum dazu die Hexe lebt mit dem Baggerführer läßt einen nie schlafen singt um sechs Uhr morgens in der Küche macht ihm Essen im Kessel es lodern die Flammen es brodeln die Kessel einen Namen muß man ihr geben wenn Tinbergen der Kater ist ist sie die Hexe Tinbergen und tanzt auf dem Flur vom frühen Morgen und läßt keinen schlafen singt von dem Kater und schneidet dabei wahrscheinlich wohl üble Grimassen. Aber warum – *wahrscheinlich*? hast du denn nicht gesehen, wie sie tanzt. Nein, ich glaube, ich hab sie überhaupt nie gesehen. Ich lebe schon viele Jahre in derselben Wohnung wie sie, es liegt daran, daß die Hexe Tinbergen keineswegs jene alte Frau ist, die hier gemeldet ist und die ich morgens und abends in der Küche sehe. Diese alte Frau – das ist eine andere und sie heißt Trachtenberg, Schejna Solomonowna Trachtenberg, eine Jüdin, Rentnerin, alleinstehend, jeden Morgen sage ich zu ihr: guten Morgen, abends aber: guten Abend, sie antwortet, sie ist eine recht füllige Frau, die Haare sind rot, schon etwas grau, Locken, so um fünfundsechzig Jahre alt, wir unterhalten uns kaum, wir wissen nicht, wovon wir reden könnten, aber von Zeit zu Zeit, etwa alle zwei Monate, bittet sie mich um den Plattenspieler und läßt darauf ein und dieselbe Platte laufen. Mehr hört sie nie, sie hat nur diese eine Platte. Was ist das für eine Platte? Ich erzähle es gleich. Nehmen wir einmal an, ich komme nach Hause. Von irgendwoher. Ich muß bemerken, daß ich schon im voraus weiß, wann die Trachtenberg mich um den Plattenspieler bitten wird, einige Tage im voraus spüre ich, das wird bald sein, schon sehr bald, daß sie sagt: hören Sie mal

mein Bester, seien Sie so gut, wie ist es denn mit Ihrem Plattenspieler? Ich steige die Treppe hinauf und spüre: die Trachtenberg steht schon dort, hinter der Tür, im Flur, und wartet auf mich. Ganz tapfer gehe ich hinein. Tapfer. Ich gehe hinein. Guten Abend. Tapfer. Guten Abend mein Bester, seien Sie so gut. Ich hole den Plattenspieler vom Schrank. Ein Vorkriegsplattenspieler, irgendwann und irgendwo gekauft. Von irgendwem. Er hat einen roten Kasten, er ist immer verstaubt, denn ich wische zwar im Zimmer Staub, wie unsere gute geduldige Mutter es uns beigebracht hat, aber bis zum Plattenspieler komme ich nie. Ich selbst ziehe ihn seit langem nicht mehr auf. Erstens habe ich keine Schallplatten, zweitens funktioniert der Plattenspieler nicht, ist kaputt, die Feder ist seit langem gebrochen und der Plattenteller dreht sich nicht, glaub es mir. Schejna Solomonowna, sage ich, der Plattenspieler tut es nicht, Sie wissen das doch. Das spielt keine Rolle, antwortet die Trachtenberg, es geht mir nur um eine Platte. Ach, nur um eine, sage ich. Jajaja, lächelt Schejna, sie hat fast nur goldene Zähne, trägt eine Schildpattbrille, pudert ihr Gesicht, nur eine Platte. Sie nimmt den Plattenspieler, trägt ihn in ihr Zimmer, macht die Tür zu und schiebt den Riegel vor. Nach zehn Minuten dann höre ich die Stimme von Jakow Emmanuilowitsch. Aber du hast nicht gesagt, wer dieser Jakow Emmanuilowitsch ist. Erinnerst du dich denn nicht an ihn? Er war ihr Mann, er ist gestorben, als wir zehn Jahre alt waren und wir mit den Eltern in jenem Zimmer lebten, wo ich jetzt allein lebe oder wo du allein lebst, kurzum – einer von uns beiden. Aber immerhin – wer eigentlich? Was wäre das für ein Unterschied! Ich erzähle dir eine so interessante Geschichte, und du fängst schon wieder an, mir Vorhaltungen zu machen, ich mache dir doch keine Vorhaltungen, meiner Ansicht nach hatten wir uns ein für allemal geeinigt, daß zwischen uns keinerlei Unterschied besteht, oder möchtest du wieder *dahin*? Entschuldige, ich will mich künftig be-

mühen, dir keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, verstehst du, mit meinem Gedächtnis ist nicht alles in Ordnung. Ach glaubst du, mit meinem sei es in Ordnung? Nun, entschuldige bitte, entschuldige, ich wollte dich nicht beleidigen. Also, Jakow starb an irgendeiner Medizin, an irgendeinem Gift. Schejna hatte ihn sehr gequält, irgendwelche Gelder verlangt, sie hatte angenommen, daß ihr Mann einige Tausend vor ihr verbirgt, aber er war ein gewöhnlicher Apotheker, ein Provisor, und ich bin überzeugt, daß er keinen Groschen hatte. Ich glaube, Schejna machte sich einfach über ihn lustig, wenn sie Geld forderte. Sie war fünfzehn Jahre jünger als Jakow und, wie es auf dem Hof, auf den Bänken hieß, betrog sie ihn mit dem Hausverwalter Sorokin, der nur einen Arm hatte und der später, ein Jahr nach Jakows Tod, sich in der leeren Garage aufgehängt hat. Eine Woche vorher hatte er das deutsche Beuteauto verkauft, das er aus Deutschland mitgebracht hatte. Wenn du dich erinnerst, die Leute auf den Bänken sprachen gern davon, wozu der Sorokin das Auto braucht, er könne ohnehin nicht fahren und einen Chauffeur würde er sich ja nicht halten. Aber dann klärte sich alles. Wenn Jakow auf Dienstreise ging oder Nachtdienst in der Apotheke hatte, dann brachte Sorokin Schejna in die Garage, und dort, im Auto, betrog sie den Jakow. Das ist schon etwas Gutes, sagte man auf den Bänken, das ist schon etwas Gutes – so ein eigenes Auto. Wie man sieht, muß man nicht einmal selbst fahren können: auf in die Garage, von innen zugeschlossen, Licht an, den Sitz zurückgekippt und, bitte schön, mach dir dein Vergnügen. Nun, dieser Sorokin, so hieß es auf dem Hof, dabei hat er nur einen Arm. Beschreib unseren Hof, wie er damals ausgesehen hat, vor so vielen Jahren. Ich würde sagen, er war eher ein Müllhaufen als ein Hof. Da wuchsen ein paar kümmerliche Linden, standen zwei oder drei Garagen und hinter den Garagen waren haufenweise zerschlagene Ziegel und überhaupt lauter Müll. Aber das Wichtigste – dort